

Die Fotos, die Issa Shakib Basma in diesen Tagen auf Facebook, Twitter und Instagram postet, zeigen von dem, was passiert ist, nichts. Keine Menschen mit Mundschutz, keine improvisierten Krankenhäuser, keine Straßenkontrollen.

Auf den Bildern sieht man vor allem eines: Sand, so weit das Auge reicht. Die Palmen am Tokoh Beach biegen sich wie vor einhalb Jahren frech in den Atlantik. Das Meer schimmert türkis. „Ein Paradies“, sagt Basma, „auch heute noch.“ Doch zwischen damals und jetzt liegen Welten. Basma ist Hotelier. Wir erreichen ihn auf dem Handy in London, wo er gerade für die Wiedereröffnung seines Hauses wirbt.

Tausende Stunden Arbeit und viele Dollar hat der junge Mann in den vergangenen Jahren in das Tokoh Beach Resort gesteckt. 2003 übernahm er das mehrere Hektar große Anwesen eine Autostunde südöstlich von Sierra Leones Hauptstadt Freetown von seinem Vater. 2011 eröffnete er das Hotel. Mittlerweile bietet sein Haus mehr als 50 Zimmer von der 20-Dollar-Strandhütte bis zur klimatisierten Suite. An vielen der Chalets hat Basma selbst Hand angelegt. „Weil es Spaß macht, Träume zu verwirklichen“, sagt er. Doch es ist ein Traum, den derzeit kein einziger Gast genießt. Ebola hat ihn zerstört. Seit mittlerweile zwölf Monaten ist das Resort geschlossen.

Dabei liegt sein Hotel an einem der schönsten Strände Westafrikas. Tokoh Beach war früher Spielplatz der französischen Hautevolee. In den 1970er und 1980er Jahren gingen in den schicken Resorts Berühmtheiten wie der französische Sänger Johnny Hallyday oder Bob Marleys Witwe Rita ein und aus. Weltbekannt sind die Bilder aus dem „Africana Tokoh Beach Resort“ mit 400 Zimmern und angeschlossenem Casino, in das Besucher direkt vom Flughafen mit dem Helikopter einfliegen. Mondäne Hotels säumten die Buchten, der Tourismus boomte.

Dann kam der Krieg. Zwischen 1991 und 2002 zerrüttete der Bürgerkrieg Sierra Leone, dann, zwölf Jahre nach dem Ende, hatte sich das Land endlich vom Grauen erholt, galt als hoffnungsvollste Wirtschaft Westafrikas, dann kam Ebola. Bis Dezember des vergangenen Jahres stieg die Zahl der Neuinfektionen



In Wartestellung: Sierra Leone hat wunderschöne Strände, Regenwälder, Berge – und viel nachzubolen.

Foto Fabian von Poser

Träumen, trotz Traumata

Ebola ist noch nicht überwunden, aber in Sierra Leone keimt die Hoffnung, bald an die großen Zeiten des Tourismus anzuknüpfen. Die ersten Hotels eröffnen wieder

immer weiter an, Ende Januar sank die Wochenrate unter 100 – und ist nun ermutigend niedrig; vor kurzem haben die Schulen wieder geöffnet. Die Überlebenden kehren zurück in eine Art Alltag. Der Ebola-Impfstoff rVSV-Zebrov, der derzeit an 6000 Freiwilligen und Krankenhauspatienten im ganzen Land getestet wird, gibt neue Hoffnung. Pläne werden wieder geschmiedet.

Nach 15 Monaten ohne einen einzigen Touristen sollen Europäer und Amerikaner nun zurückkehren und den Menschen neuen Wohlstand beschieren. Zwar zählt Sierra Leone nach wie vor zu den ärmsten Ländern der Erde. Die

meisten der knapp sechs Millionen Einwohner überleben mit weniger als einem Dollar am Tag. Doch das Potential ist riesig, glauben Experten. Wegen der Bodenschätze (Diamanten, Eisenerz und Gold), aber auch wegen der atemberaubenden Natur. Der Tourismus war schon vor Ebola Teil der neuen Agenda for Prosperity, die die Regierung in Freetown ausgerufen hatte. „Jetzt ist er umso wichtiger, um dem Land auf die Beine zu helfen“, sagt Yassin Kargbo.

Der resolute Mann ist Chef des National Tourist Board und hat hehre Pläne. An verschiedenen Orten im Land will er mit staatli-

chen Geldern Öko-Lodges eröffnen, zum Beispiel an den grünen Flanken des Berges Bintumani, mit 1945 Metern der höchste Gipfel Sierra Leones. Bis zu 250 Menschen sollen dort in Zukunft gleichzeitig Urlaub machen können.

Der Masterplan, an dem Kargbo mit dem Tourismusministerium gerade arbeitet, beinhaltet auch den Neubau von Straßen, damit touristisch relevante Orte leichter erreichbar sind. Vor allem aber sollen private Investitionen gefördert werden. So wie bei „The Place“: Das 2013 eröffnete Luxusresort mit lichtdurchfluteten Chalets, Infinity Pool und Lounge-Bar direkt am

Strand zog schon vor Ebola ausländische Gäste an. Noch ist das Hotel geschlossen. „Die Schließung ist nur temporär“, heißt es vom Management.

Auch das „Radisson Blu“ in Freetown war gerade fertig, als Ebola kam. Nach monatelanger Schließung empfängt es seine Gäste heute mit 156 Zimmern, drei Restaurants, riesigem Pool sowie einem Health- und Wellness-Bereich von internationaler Güte. Allerdings kommen die Gäste nur sehr zögerlich zurück. Touristen heißt man hier noch keine willkommen, dafür erste Geschäftsreisende. In der nur einige Kilometer weiter südlich ge-

legenen „Lakka Country Lodge“ ist man noch nicht so weit. Dort wurde vor dem Krieg französischer Champagner getrunken und gefeiert. Ende 2012 hat ein sierraleonisch-libanesisches Joint Venture damit begonnen, den Komplex wieder aufzubauen. 2016 soll das Resort als Luxushotel wiedereröffnen. Derzeit wird mit Hilfe einer chinesischen Baufirma eine vierspürige Straße von Freetown entlang der Küste in Richtung Süden asphaltiert. An ihr liegt nicht nur die „Lakka Country Lodge“, hier finden sich auch einige der schönsten Strände Westafrikas: Mama Beach, John Obey Beach

und der River Number Two Beach, wo in den 1970er Jahren ein damals weltbekanntes Werbespot für Bounty gedreht wurde.

Sierra Leones Strände sind von fast unwirklicher Schönheit. Orte zwischen Regenwald und Meer. Orte, die Potential haben. Nein, mit Zweckoptimismus habe es nichts zu tun, wenn man von großen Dingen träumt, sagt Yassin Kargbo. Die Vorteile seines Landes lägen ja auf der Hand. Von Europa ist Sierra Leone in sieben Stunden zu erreichen. Näher als die Karibik und mindestens genauso schön. Auf jeden Fall unberührt. Der Name Sierra Leone soll, so Kargbo, schon bald wieder für Traumstrände stehen, für die pulsierende Hauptstadt mit ihren bunten Krio-Häusern, für Diamanten und natürlich für Natur. Zum Beispiel für die Zwergflusspferde von Tiwai Island und die Schimpansen des Tacugama Sanctuary nahe Freetown, in dem eine der größten Schimpansenpopulationen der Erde geschützt wird.

Auch Issa Basma will seinem Land zu neuem Glanz verhelfen. Während der Krise brachte er in seinem Hotel manchmal bis zu 100 Mitarbeiter von Hilfsorganisationen unter. Anfang Mai soll das Resort wieder für Touristen öffnen. „Wir sind ein privilegiertes Land“, sagt Basma. „In Sierra Leone gibt es alles, was Afrika zu bieten hat: Strände, Berge, Regenwald und Tiere. In den kommenden Jahren wird der Tourismus hier explodieren.“ Wenig verwunderlich, dass er das sagt: Direkt hinter seinem Hotel erheben sich 900 Meter hoch die grünen Hügel der Western Peninsula. Dort leben mehr als 300 Vogelarten und seltene Affen. Geht alles nach Plan, könnten zwischen den Palmen vor seinem Resort bald wieder Hängematten baumeln und Basmas Angestellte an der strohgedeckten Bar zum Sonnenuntergang Campari-Soda ausschenken. So wie vor der Krise. Mit Hilfe seiner Mitarbeiter hat er jüngst auch einen hölzernen Steg zum mehr als 40 Jahre alten Helikopter-Landeplatz auf einer vorgelegten Insel gebaut. „Den Flugbetrieb wollen wir bald wieder aufnehmen“, sagt der Hotelier. Eines allerdings setzen all diese Träume voraus: ein Land gänzlich ohne Ebola. FABIAN VON POSER

Weitere Auskünfte: Sierra-leonische Tourismusvertretung, c/o Löwen Touristik, Kölner Landstraße 429, 40589 Düsseldorf, Tel. 02 11/13 06 01 02, www.loewentouristik.de



Natürlicher Sonnenschirm: Die Schirmakazie breitet ihren Fächer überall im Selous-Naturpark aus. Daneben: Original versus Fake – Die Streifen am Zebra sollen fiese Mücken vom Stechen abhalten. In den Zelt-Villen der „Azura Lodge“ sehen sie (als Kopie) nur gut aus.



Fortsetzung von Seite V1

In Tansania

Ob denn nun bald mal ein Löwe käme, möchte jemand wissen. Es gäbe nur noch zwei- bis dreitausend Löwen im Selous, sagt Nenga – auf einem Gebiet größer als die Schweiz.

Picknick unter einem Tamarinendenbaum. Es gibt heißen Kaffee und Bacon-Sandwiches. Die Damen knabbern eine Hälfte höflich auf, die andere bleibt liegen, während sie über schicke Lodges sprechen, in denen sie schon mal waren. Eine Gabelrücke gleitet über uns hinweg. Der Vogel leuchtet, als wäre er in einen Tuschkasten gefallen. Wenn die Ranger untereinander im Funkkontakt sind, sagen sie nicht Tembo oder Simba, falls ein Elefant oder ein Löwe auftaucht, damit die Touristen nicht durchdrehen und Krach machen. Nenga verrät aber nicht, wie sie sie nennen.

Eine Stunde später fahren wir weiter. Ich klammere mich an den Überrollbügel und hoffe, dass mein Arm nicht auskugelt. Anstelle geteeter Straßen gibt es hier Schotterpisten und Schlaglöcher,

und das ist auch gut so, denn kein Tier braucht eine Autobahn. Im Norden gab es noch bis Ende 2014 Ärger wegen einer geplanten Schnellstraße vom Viktoriasee an die Küste. Die hätte quer durch das Weltnaturerbe Serengeti und die Route der „Great Migration“ der Tiere geführt, darf aber nun doch nicht gebaut werden. Dann fliegt mir ein Stückchen aufs Bein und breitet seine Flügel aus. Das sei eine Stabheuschrecke, sagt Nenga. Die kenne ich aus dem Film „Das große Krabbeln“.

Nachmittags auf dem Great Ruaha. Wir schippern langsam am Ufer entlang. Ich schaue ins Schilf und denke an „African Queen“ und Humphrey Bogart. Vor uns schnauft und möht es. Flusspferde schieben sich in die Mitte des Wassers. Sie können sechs bis sieben Minuten unter Wasser bleiben. Eins taucht auf und schaut in unsere Richtung. Irgendwie sieht es aus wie ein Mumin, die berühmte Comicfigur der Illustratorin Tove Jansson. Die Safaritouristen suchen nach Krokodilen. Mir recht,

Der Weg nach Tansania

Anreise Condor (www.condor.com) fliegt immer donnerstags von Frankfurt direkt nach Sansibar. Hin- und Rückflug ab 500 Euro. Oman Air fliegt für 600 Euro von München/Frankfurt nach Maskat und weiter nach Sansibar, ebenso KLM, allerdings mit Stopp in Amsterdam und Nairobi. Coastal Aviation (www.coastal.co.tz) fliegt von Sansibar via Daressalam nach Sumbazi, die Landepiste in Selous, Flug 240 Euro.

Einreise Deutsche Staatsangehörige benötigen ein Visum. Dieses ist bei der Einreise am Flughafen erhältlich oder kann vor der Reise bei der Botschaft der Vereinigten Repu-



blik Tansania in Berlin beantragt werden.

Unterkunft Eine Villa für zwei Erwachsene und max. zwei Kinder im Selous-Nationalpark (www.azura-retreats.com) gibt es ab 560 Euro pro Nacht. Im Preis inbegriffen: alle Mahlzeiten, Getränke, Ausflüge, Wifi, Wäsche und Safaris. Zusätzlich fällt eine Selous-Nationalparkgebühr von umgerechnet 70 Euro pro Person/Tag an.

Sicherheitshinweise Tansania Die Beziehungen zwischen den Religionsgruppen auf der Inselgruppe Sansibar sind angespannt. Es wird zu erhöhter Wachsamkeit, insbesondere beim Besuch religiöser Stätten, geraten. Mehr: www.auswaertiges-amt.de

wenn wir keins finden. Andrew meint, Krokodile seien die einzigen Tiere im Selous, die uns Menschen als Abendbrot betrachten könnten. Im goldgelben Licht der Abendsonne werden Gin Tonics und Colas verteilt. Der Motor pötert leise. Störche rufen, es fiept im Schilf. Wenn man wirklich mal verlorengehen sollte, sei es ratsam, einen Fluss zu suchen und ihm zu folgen. Oder in einem Baum zu schlafen. Am Besten: ein Feuer machen, das beruhige die Nerven. Das Kreuz des Südens könne man nachts zum Navigieren nutzen,

und tagsüber sollte man immer in Sichtachsen gehen. Nicht, um selber zu schauen, sondern damit sich die Tiere nicht erschrecken, weil man plötzlich vor ihnen steht. Zu Fuß, sagt er, sei eine Safari so wieso am schönsten, weil man auf seine menschliche Größe reduziert werde. Auf dem Rückweg lassen wir den Sonnenuntergang hinter uns. Das Nachtblau glüht im Übergang zwischen dem hellbeigen Horizont und dem dunklen Himmel. Später gibt es Abendessen unter Sternen. Man hat etliche Laternen für uns in den Busch ge-

stellt, ein Feuer brennt, Andrew erklärt mit zwei Tupperdosen die Lage der Milchstraße, es gibt Gemüse und Barbecue. Wir wissen nicht genau, wo wir sind, aber „mimi nime furahi“, ich bin froh.

Swahili ist eine Lingua franca und enthält Elemente aus Arabisch, Farsi, aber auch Deutsch, Portugiesisch, Hindi, Englisch und Französisch. Bisher habe ich mich nicht mit Grammatik aufgehalten, sondern Pronomen, Verben und Substantive gesammelt, sie zusammengefügt und gewartet, was passiert. Oft hat mich jemand verstan-

den, es war auch noch keiner sauer. Spätnachts bringt mich nun ein Massai zu meiner Zeltvilla. Er heißt Lais Lukmay und trägt einen grünen Umhang, den Shuka. Er arbeitet hier als Security. Frustriert latsche ich hinter ihm her, mir fehlen die Fragewörter, um mit ihm zu sprechen. Als er mir die Tür öffnet, sagt er „Lala Salama“ – Schlafen Sie gut. Ich antworte „Asante sana“ – Vielen Dank. Am nächsten Tag erfahre ich, dass sein Name bedeutet: „Jemand, der im Herzen spürt, was einen anderen bewegt.“

Morgens. Wir laufen los. Nach drei Metern bleibt ein Mitglied der Gruppe in einem Busch hängen. „Sehr gut“, sagt Nenga. „Dieser Baum heißt ‚Wait a little‘. Er klebt.“ Dann geht es weiter. Wir sehen Ebenholz- und Leadwoodbäume, die härtesten Holzarten in Afrika. Amarulabäume, einen verlassenen Termittenhügel, Büffelgras, weißen Salbei und unzählige Sorten Tierkötter. Nenga erklärt uns so den Unterschied zwischen Wiederkäuern und Normalverdauern, und zwischen männlichen und weiblichen Giraffen (die einen kotteln konisch, die anderen flach). Die Luft ist schwer, staubig und riecht angebrannt, nach Gras und Holz und Erde. Ich muss niesen. „Affia“, sagt Nenga. Das heißt Gesundheit. Ein Grashüpfer müht sich ab, in meinen Wasserbeutel zu

klettern. Wir finden einen der „Small 5“ im Sand. Die Larve des Ameisenlöwen sieht aus wie ein braunes, krabbelndes Erdstückchen. Beinahe erwischen wir auch einen Büffelweber mit der Kamera, aber der Vogel ist schon weg, als wir in den Baum schauen, in eine Long-tail Cassia, deren getrocknete Fruchtstände man als Kerze benutzen kann. An einem 300 Jahre alten Mbuju, einem Affenbrotbaum, endet die Tour nach drei Stunden. Es war schön zu laufen, die Geräusche, das Brummen, wir freuen uns auf ein kaltes Wasser und eine Tasse Kaffee. Nur zwei Mitglieder der Gruppe maulen, sie hätten ja schon wieder nichts gesehen. Mir hat das Nichts gefallen. Das Land besteht zum großen Teil aus Trockensavanne, und darin brummt, sirt, schwirrt und klingt es. So wie man nachts beim Schauen in den Himmel immer mehr Sterne sieht, je länger man hinschaut, ist es auch im Busch. Das ist ihnen egal. Ohne Löwe war das kein Afrika.

Ich trinke einen Kahawa, einen Kaffee, und schaue ein letztes Mal auf den Great Ruaha. Bevor wir zum letzten Mal in den Toyota steigen und zur Landebahn rumpeln, wo das Buschflugzeug gleich landet, versuche ich noch einen Satz: „Simba ni hasira.“ Soll heißen: Der Löwe ist sauer. Nenga lacht. Ich sage: „Baadaaye“ – bis bald.